

Wöchentliche Beilage zur E. Chorner Ostdeutschen Zeitung.

№ 29. 1895.

Die Herrin von Dombrowa.

Roman von Johannes Emmer.

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Plötzlich nahm die Sache für die Belagerten eine neue bedrohliche Wendung. In den Salon flog ein Stein, der fest mit Stroh umwickelt war, und dieses brannte. Auch Graf Drlau erbleichte, als er erkannte, zu welchem Mittel nun die Bayern griffen. Nun galt es, alle Kräfte anzuspannen, um die Brandgeschosse rechtzeitig ersticken zu können. Die Wirthschaftsgebäude mußte man jetzt preisgeben, um alle Leute zur Sicherung des Schlosses verwenden zu können. Die Pferde wurden aus den Ställen in den Park gejagt und dann alle Leute in das Schloß gerufen. Raun merkten die Bauern, daß die Wirthschaftsgebäude verlassen seien, als sie in dieselben und von dort aus in den Schloßhof eindringen, bald darauf schlugen auch schon die Flammen aus den Hofbauten auf.

„Jetzt wird es ernsthaft,“ sagte der Graf zu Franziska, „wenn nicht bald Hilfe kommt, dann —“ Er vollendete nicht, aber die Bewegung, mit der er nach seiner Doppelbüchse griff, sagte genug. Mit kurzen Worten gab er nun seine Befehle: vor Allem zu sorgen, daß das Feuer nicht das Schloß ergreife, und rücksichtslos jeden niederzuschießen, der einzudringen versuche. Im äußersten Nothfalle sollten sich

Alle in den linken Flügel des Schlosses zurückziehen, der durch eine schwere Gitterthür von dem übrigen Theile abzusperrt war.

Rauch und Brandgeruch erfüllte bald alle Gemächer, beizte die Augen und erschwerte das Athmen. Immer schwieriger wurde die Aufgabe, die geschleuderten Feuerbrände zu ersticken,

namentlich die Bibliothek war gefährdet. Die Schloßleute waren von der Arbeit und der Aufregung schon erschöpft, ein ziemlicher Theil war auch verletzt, schon zeigten sich bei dem Einen oder Anderen Spuren von jener verzweifelten Stimmung, in welcher alles Gefühl stumpf wird und Gleichgiltigkeit gegen das Leben eintritt.

Da endlich — der Graf wollte eben den Befehl zum Rückzuge nach dem letzten Zufluchtsorte geben — hörte man draußen neuen Lärm sich erheben, wirres Rufen und dazwischen das Fluchen der Bauern.

Bertrand war mit seinen Knappen eingetroffen, und diese stürzten sich nun streitlustig auf die Bauern. Da diese sich zerstreut hatten, so war das kleine Häuflein der Bergleute im Vortheil, sie konnten die einzelnen Trupps sprengen und

geschlagen, nur eine Schaar, an ihrer Spitze Zdenko, leistete noch Widerstand und schlug sich ingrimmig mit den Knappen herum, angefeuert durch den Ruf, der fort und fort aus ihrer Mitte heraus erscholl: „Tod und Verderben den Herren!“

Bertrand hatte, den gespannten Revolver in der Hand, seine Schaar geleitet, wenn einer der Bauern auf ihn los wollte, so hatte das Erheben seiner Waffe genügt, um den Angreifer zum eiligen Rückzug zu veranlassen. Jetzt aber stürzte Zdenko mit einer hoherhobenen Eisenstange auf ihn los, Bertrand wich mit einem Sprunge seitwärts aus und drückte unwillkürlich den Revolver los. Ein Ausschrei erfolgte: „Tod und —“ die anderen Worte verloren sich in einem gurgelnden Ton. Zdenko war von einem Knappen rücklings niedrigerissen worden, und wurde von diesem festgehalten; die Anderen zertrieben nun, von einem panischen Schrecken ergriffen. Auf dem Plage aber lag ein sterbendes Weib, das die Kugel Bertrand's in die Kehle getroffen hatte.

Bertrand trat hinzu und erkannte mit Entsetzen und Staunen — Suska.

„Wie um des Himmels willen kommst Du hierher?“ entfuhr es ihm unwillkürlich.

Bei dem Klange seiner Stimme schlug sie die Augen auf. Ein heißer, inniger Blick voll leidenschaftlicher Liebe traf Bertrand, dann quoll ein mächtiger

Blutstrom aus dem Munde, ein Zucken ging durch die Glieder — es war vorbei.

Tieferschüttert wandte er sich ab und sein Auge wurde feucht: „Armes Kind!“

21.

An der Hofpforte erschien der Graf, er streckte Bertrand beide Hände entgegen und mit auf-



Saartrachten altrömischer Frauen. (S. 227)

richtiger Herzlichkeit rief er aus: „Ich danke Ihnen, Sie kamen just zur rechten Stunde, um uns vor dem Schlimmsten zu bewahren. Wir schulden Ihnen viel, vielleicht unser Aller Leben.“

„Es macht mich glücklich, daß ich Ihnen einen Dienst erweisen konnte,“ erwiderte höflich Bertrand, „im Grunde trug ich ja nur eine Schuld ab.“

„Nah, immer geschäftsmännisch! Wie können Sie von einer Schuld sprechen, da ich ja damals hübsch zu spät kam und eigentlich nur Franziska's Proviantwagen sich ein Verdienst erwarb.“

„Darf ich fragen, wie sich die Baronesse befindet? Die entsetzliche Lage wird sie wohl etwas angegriffen haben.“

„Ist eine gesunde, starke Natur, gottlob,“ war die Antwort, „hielt sich recht tapfer und behielt den Kopf oben. Jetzt übt sie Samariterdienst, verbindet blutige Köpfe wie eine barmherzige Schwester. Es scheint übrigens,“ setzte er etwas leiser hinzu und lächelte, „daß Franziska eine Ahnung von Ihrem Erscheinen hatte, denn als wir den neuen Lärm hörten, rief sie mit einer wahrhaften Begeisterung aus: Er ist's.“

Bertrand wurde ein wenig roth. „Ich bin der Baronesse sehr dankbar für das Vertrauen,“ brachte er mühsam hervor.

„Ich gestehe es offen, daß ich an alles Andere eher, als an Ihr Erscheinen gedacht hätte, ich wollte es auch gar nicht glauben, als Franziska behauptete, Sie seien gekommen, ich erwartete nämlich Militär. Nun, sie bringt wahrlich jetzt ein Opfer, daß sie oben blieb, denn ich glaube, am liebsten wäre sie im Sturmschritt herabgeeil, um den tapferen Ritter zu“ — der Graf hielt etwas inne und sah Bertrand mit einem schalkhaften Blick an — „ich weiß nicht, was Ihnen lieber wäre: bekränzen oder umarmen.“

„Ich würde das Letztere vorziehen, wenn mir die Wahl gestattet wäre,“ erwiderte Bertrand, auf den Scherz eingehend.

„Ich will's ihr sagen,“ lachte der Graf, indem sie jetzt die Treppe hinaufstiegen. Bertrand konnte ein Gefühl der Verwunderung nicht unterdrücken, daß Graf Drlau in diesem Augenblicke so viel Humor zeigte, der im Grunde Angesichts der Sachlage nicht ganz gerechtfertigt war. Es lag dies in der Natur des Grafen; ein leicht-herziger Sanguiniker, achtete er Gefahren nicht hoch, und fand an ein bißchen Aufregung Vergnügen. Das Ganze war für ihn jetzt nur ein kleines Kriegsspiel, dessen guter Ausgang ihn fröhlich stimmte. Daß dabei Blut geflossen war, kümmerte ihn ebensowenig, wie der Schaden, den er durch das Niederbrennen der Wirthschaftsgebäude erlitt.

Mit leichtem Erröthen reichte Franziska dem jungen Manne die Hand, auf welche dieser nicht ohne Befangenheit einen Kuß drückte. „Ich bin erfreut, Sie so wohl zu sehen!“ sagte er.

„Sie werden seltsame Vorstellungen von unserem Lande gewinnen,“ erwiderte sie, „in welchem Sie fast täglich Ihr Leben auf's Spiel setzen müssen.“

„Nie that ich es freudiger, als heute,“ versicherte er eifrig, „und ich preise mich glücklich, daß es mir vergönnt war, meine Dankbarkeit für die freundschaftliche Theilnahme zu erweisen, welche ich in diesem Hause erfuhr.“

„Ja, Franziska's Sympathien haben Sie sich gesichert,“ bemerkte der Graf, „das kann ich bestätigen. Sie sprach an einem Tage mehr von Ihnen, als von unseren sämtlichen Nachbarn in einem Monat.“

„Onkel, Du bist unartig!“

„Na, na, nur nicht gleich böse werden,“ gab er lachend zurück; während Franziska sich eifrig damit beschäftigte, einem Waldheger die Kopfwunde zu verbinden, welche derselbe durch einen Steinwurf erlitten hatte. „Kommen Sie, wir wollen uns in ein Zimmer zurückziehen, das noch leidlich wohnlich ist, wenn Du dann mit

Deinem Spitaldienst fertig bist, dürfen wir wohl auf Dein Erscheinen rechnen? — Und daß ich nicht vergesse, Berger soll dafür sorgen, daß den Knappen ein guter Trunk gereicht werde, der übrigens auch uns willkommen sein wird.“

Bertrand wollte Einwendungen erheben, da er sofort wieder heimkehren müsse, doch Graf Drlau ließ sie nicht gelten. „Ihren Leuten wenigstens müssen Sie eine kleine Rast und Erfrischung gönnen, die würden kuriose Augen machen, wenn sie mit trockenen Kehlen jetzt heim müßten.“

Das war nun allerdings ein Grund, gegen den sich nichts sagen ließ; und so folgte denn Bertrand dem Grafen in dessen Schreibzimmer, das durch feste Läden gesichert gewesen war und daher auch keine Spuren der Zerstörung zeigte, die sonst in fast allen Gemächern zu finden waren.

Auf dem Wege hatte der Graf einer ihm begehrenden Magd den Auftrag gegeben, für Wein und einen Zmibik, soweit ihn die Speisekammer heute liefern könne, zu sorgen.

„Unsere Gastfreundschaft muß diesmal sich in bescheidenen Grenzen bewegen,“ bemerkte der Graf, „deshalb soll sie aber nicht minder herzlich sein. Ich kann nur wiederholen, daß es mir lieb ist, gerade Ihnen so tief verpflichtet zu sein, womit ich aber nicht den Wunsch verbinden will, Ihnen einmal einen gleichen Dienst erweisen zu müssen.“

„Ich hoffe, daß endlich doch Friede in die Gemüther einkehren werde,“ erwiderte Bertrand auf die letzte Bemerkung, „ich bemühe mich redlich, das Loos unserer Leute zu verbessern —“

„Und ernten Undank,“ fiel lebhaft der Graf ein. „Mit Güte richtet man nichts aus, nur ein eisernes Regiment kann Ruhe schaffen.“

„Diese Ansicht theile ich nicht ganz,“ gab Bertrand zur Antwort. Der Eintritt Berger's unterbrach das Gespräch. Der Beamte entschuldigte sich, daß er stören müsse, er habe jedoch geglaubt, über einen Fund berichten zu sollen, den man bei der Leiche eines Mädchens — er meinte Suska — gemacht habe. Er überreichte dem Grafen eine Art Uhranhängsel in Form eines kleinen viereckigen Medaillons, welches in den Ecken vier winzige Perlen, in der Mitte das Drlau'sche Wappen in Email zeigte. Das Stück war bei Suska gefunden worden, welche es an einer Schnur um den Hals getragen hatte.

Der Graf wurde, wie Bertrand bemerkte, etwas bleich, und seine Stirne faltete sich, als er den Gegenstand näher betrachtete. „Lassen Sie es hier,“ sagte er dann zu Berger und gab diesem einen Wink, sich zu entfernen.

Graf Drlau schritt einige Male auf und ab, als hätte er die Anwesenheit seines Gastes ganz vergessen, dann strich er sich über die Stirne und wandte sich zu Bertrand.

„Sie verzeihen wohl meine Unhöflichkeit, aber das Ding da weckt peinliche Erinnerungen und bringt mir wieder zum Bewußtsein, daß auf meinem Geschlechte ein Fluch lastet.“

Bertrand schwieg, was hätte er auch antworten sollen?

„Sie haben gehört,“ fuhr Jener fort, „daß ein Mädchen im Tumulte getödtet wurde —“

„Ich kannte sie, und war nicht wenig überrascht, sie hier zu treffen; wie ich eben erst erfuhr, soll Suska, so hieß sie, viel dazu beigetragen haben, die Wuth der Bauern zu reizen. Ich glaube, die Arme war geistesgestört.“

Mit lebhafter Neugier hatte der Graf zugehört und erbat sich nun genauere Mittheilungen über das, was Bertrand über Suska wußte.

„Merkwürdig,“ sagte Graf Drlau, nachdem Jener berichtet hatte, „daß ich von dem Dasein dieses Geschöpfes nie etwas erfuhr, und doch stand sie, wie ich allen Grund habe anzunehmen, in gewissen Beziehungen zu meiner Familie;

Sie erlassen mir wohl weitere Andeutungen, die auf das Andenken meines verstorbenen Bruders einen düsteren Schatten werfen müßten.“

„Sie urtheilen streng —“ wollte Bertrand einwenden, doch der Graf unterbrach ihn lebhaft.

„Mein Urtheil ist nicht zu hart; Gott mag wissen, ob er ihm all' das vergeben kann, was mein Bruder gesündigt hat. Und doch muß ich ihn bemitleiden, ein unseliges Verhängniß hat es ebensogefügt, daß er zuletzt selbst verderben mußte, nachdem er Alles um sich her verdorben.“

„Unser Geschlecht,“ fuhr der Graf nach einer Pause fort, „zählt nach der Familienchronik unter den Ahnen einen Pfaffenfürsten, der eine Art Ebenbild Jwan's des Schrecklichen gewesen sein soll. Es mag etwas Wahres daran sein, denn allen Drlaus war ein Zug von Wildheit eigen; ich selbst — das gestehe ich offen — bin auch nicht frei davon. Es scheint, daß die Laster und Leidenschaften, die der Vorfahr in sich vereinigt hatte, bei den Nachkommen nur einzeln auftraten, der Eine hatte diese, der Andere jene. Das Maß der Schuld mag den Himmlischen vollgerüttelt erschienen sein, und wir Letzten müssen nun büßen. Seit meines Großvaters Zeiten waltet Unheil in unserem Hause. Unglück verfolgt uns, und wir bringen Unglück Jenen, die sich mit uns verbinden. Mein ältester Bruder fiel in einem Streite, den sein unbändiger Jähzorn hervorgerufen; der zweite brach seiner edlen Frau das Herz durch grauenhaft wüste Tollheit und fand ein Ende, das schrecklich war, wie sein Leben. Von den Schwestern wurden die Einen unglücklich, die Anderen machten unglücklich; Jene aber, welche mir die theuerste war, die so rein und edel erschien, daß sie der Schutzengel unseres Geschlechtes hätte sein müssen, ist verschollen. Niemand weiß ihr Grab; weiß Gott, welch' Schicksal ihr widerfuhr. Ich bin der letzte Drlau, und Sie werden es jetzt vielleicht begreifen, weshalb ich es vorzog, unvermählt zu bleiben. Es hätte ja doch nur neues Unheil gegeben.“

Bertrand hatte mit voller Theilnahme dieses Bekenntniß angehört. „Wer weiß, ob nicht Sie das Verhängniß gebannt hätten,“ bemerkte er jetzt.

„Ich danke für Ihre gute Meinung, die Sie damit ausdrücken wollen,“ erwiderte der Graf rauhen Tones, „inbessen halten Sie mich für besser, als ich bin. Da kenne ich mich besser; mir ward als Erbtheil des Pfaffenfürsten jene grausame Rücksichtslosigkeit zu Theil, welche Alles niedertritt, was sie im Wege findet. — Ist nicht heute um meinethwillen Blut geflossen? Nun denn, mich hat es kalt gelassen. Mein Bestand sagt mir, daß ich herzlos sei, aber ich würde elend heucheln, wenn ich ein Gefühl der Theilnahme oder des Mitleids zur Schau tragen wollte, das mir in Wahrheit fremd ist.“

„Ein sonderbarer Mensch,“ dachte Bertrand, laut aber sagte er: „Ich finde, daß Sie auch sich selbst allzu streng beurtheilen.“

„Es ist so, wie ich sage. Ich bin nun einmal ein Egoist, der auch dann lacht, wenn Andere trauern.“

„Der Obelisk in dem Parke ist wohl das Denkmal für jene verschollene Schwester, von der Sie sprachen?“ fragte Bertrand.

„Ja,“ war die kurze Antwort, und ihr Ton verrieth, daß Graf Drlau über diesen Punkt nicht weiter sprechen wollte.

Franziska trat jetzt ein, und wie mit einem Schlage erschien das Wesen des Grafen Drlau umgewandelt. Er war wieder der fröhliche, leicht-herzige, liebenswürdige Cavalier, untadelhaft höflich und weltmännisch, und nie hätte Bertrand glauben können, daß der Mann so sei, wie er sich geschildert, daß ein düsteres Verhängniß ihn umschwebte, wenn es nicht dessen eigener Mund ihm verkündet hätte.

Bertrand hatte das bindende Versprechen geben müssen, mindestens jeden zweiten Tag einen Besuch auf Karlowa abzustatten, und er hatte gerne zugesagt. Allerdings legte er sich bisweilen die Frage vor, ob der Graf wirklich bewußt seine Neigung zu dem Fräulein v. Busau fördere, oder ob Jener in seinem Stolze es einfach für unmöglich halte, daß zwischen den beiden jungen Leuten ein stilles Einverständnis sich entwickeln könne. Freilich, wenn er dort war, gab sich Bertrand ganz dem Zauber hin, den die holde Anmuth Franziska's und ihre liebenswürdige Freundlichkeit auf ihn ausübte, und er glaubte auch sich nicht zu täuschen, wenn er annahm, daß auch sie ein wärmeres Gefühl für ihn hege.

Dieses unklare Verhältniß hatte seinen eigenen Reiz: den Reiz der ahnungsvollen Frühlingsdämmerung, die im räthselhaften Halbdunkel süße Geheimnisse errathen läßt, welche die Sehnsucht weckt und die Phantasie in fröhlichen Träumen schwebeln läßt. Da waren ein Händedruck, ein Blick, ein Lächeln süße Freuden, welche mit Entzücken erfüllen konnten, aber noch schloß die Knospe naiver Vertraulichkeit das leidenschaftliche Begehren ein, welches man Liebe nennt.

An einem Nachmittage, den Bertrand daheim verbrachte, wurde er durch den Besuch seiner Freunde überrascht. Erfreut streckte er ihnen seine beiden Hände entgegen: „Sieh da; zeigt ihr euch auch wieder einmal?“

„Du hast Recht,“ bemerkte Léon; „in Paris verkehrten wir mehr miteinander, als hier, wo wir Thür an Thür wohnen. Daran ist aber nur Daubrac Schuld.“

„Ich? O, was Du nicht sagst!“ protestirte Jener.

„Gewiß; erstens denkt er an nichts, als an seine Braut —“

„Braut!“ rief nun Bertrand, nicht wenig erstaunt. „Und davon sagt man mir nichts!“

„Ja, vierzehn Tage mindestens ist's her,“ berichtete Léon unbeirrt weiter; „dann zweitens ist er auf alle Welt eifersüchtig, vor Allem auf Dich.“

„Auf mich? Aber, Daubrac, was muß ich hören? Ich weiß ja nicht einmal, wer Dein Herz gefesselt hat?“

„Das dürfte doch nicht schwer zu errathen sein,“ erwiderte der Baron ein wenig verlegen, und vermied es, den Freund anzublicken. „Du weißt ja, daß ich täglicher Gast in Dombrowa bin.“

„Also Frau v. Marbach ist die Erwählte! Nun, nimm meinen herzlichen Glückwunsch entgegen. Wie Du aber nur auf den Einfall geriethst, auf mich — mich —“ und Bertrand lachte hell auf, so komisch kam ihm des Freundes Verdacht vor.

„Bah; das ist ein schlechter Scherz Léon's,“ vertheidigte sich der Baron. „Er sollte lieber von seiner eigenen Braut sprechen.“

„Wie, auch Du? Man erfährt ja da recht interessante Neuigkeiten.“

„So weit ist es noch nicht,“ wandte Léon ein.

„Nicht so weit? Höre 'mal, Bertrand, und urtheile dann selbst,“ rief eifrig Daubrac. „Vor acht Tagen schreibt dieser moderne Petrus, der seine Herrin verleugnen will, nach Hause und empfängt als Antwort ein Telegramm — sein Papa hat keine Zeit zum Briefschreiben und telegraphirt daher nur — und dies lautet: „Im Briefe nicht gesagt, aus welchem Hause. Firma unter solchem Namen mir nicht bekannt. Erwarte nähere Mittheilung.“ Daraufhin geht abermals ein Brief nach Paris ab — Léon nämlich findet das Telegraphiren zu kostspielig — und heute trifft die Depesche ein: „Noch immer nicht klar. Vermuthete Tochter aus altabeligem Hause. Um so besser; freue mich, daß Du Ehrgeiz zeigt. Einwilligung gerne gegeben. Drahtantwort, ob deutscher oder polnischer Adel.“ —

Jetzt sage mir, Bertrand, was folgt aus diesen Thatsachen?“

„Ich leugne ja nicht, daß ich meinem Papa mitgetheilt habe, daß ich gewisse Absichten hege, aber gerade aus dem, was Du selbst vorgebracht hast, geht klar hervor, daß ich Natalia noch nicht als meine Braut erklären darf.“

„Der gute Junge fürchtet seinen Vater,“ sagte der Baron mit gutmüthigem Spott, „er wagt nicht zu gestehen, daß seine Dame weder von deutschem noch polnischem Adelsstamme ist, und ebensovienig Millionen zu erben hat. Was läge übrigens daran, wenn Du Deine Braut als eine litauische Herzogin vorstellen würdest, welcher die Russen sämtliche Güter konfisziert haben?“

„Du vergißt, daß man zur Trauung Papiere vorlegen muß, und ich kann doch nicht Dokumente fälschen.“

„So erkläre, daß sämtliche Familienpapiere bei einem Brande des väterlichen Schlosses zu Grunde gingen.“

„Dann weigert sich einfach der Maire, die Trauung vorzunehmen, bis die Gesandtschaft die Angaben bestätigt hat.“

„So bestich den Maire, oder die Gesandtschaft, oder — sage Deinem Vater die Wahrheit.“

„Das werde ich wohl doch thun müssen,“ meinte kleinlaut Léon.

Bertrand war während des letzten Zwiegesprächs plötzlich nachdenklich geworden, und seine Mienen nahmen einen traurigen Ausdruck an. Der Baron bemerkte dies zuerst, und eine eifersüchtige Regung ließ ihn in etwas rauhem Tone die Frage stellen: „Was machst Du für ein bitteres Gesicht? Beneidest Du Einen von uns um sein Glück?“

„Ich euch beneiden? Nein, wahrhaftig, dazu habe ich keinen Grund. Ich glaube vielmehr, daß auch ich euch mit einer Mittheilung überraschen könne, von gewissen Hoffnungen —“

„Auch Du hast gefunden?“ Léon rieb sich vergnügt die Hände. „Das ist köstlich! Alle Drei, alle Drei! Was wird man im Klub dazu sagen.“

„Ist es wahr?“ rief auch der Baron, und seine Miene hellte sich auf. „Das gäbe ja eine dreifache Hochzeit an einem Tage! Laß Dich umarmen.“ Er faßte Bertrand und drehte ihn im Kreise herum.

„Gesunden, vielleicht aber nur, um wieder zu verlieren,“ erwiderte Bertrand, „auf mich werdet ihr Beide nicht warten dürfen.“

„Erkläre Dich doch; wo liegt das Hinderniß?“ drängten ihn Beide.

„Ich hatte an etwas nicht gedacht, woran mich eben jetzt unser Freund erinnerte, daß man zur Trauung gewisse Dokumente braucht.“

„Nun, und weiter.“

„Ich besitze keine, denn diejenigen, welche ich bisher für solche hielt, sind — gefälscht.“

„Gefälscht? Wie wäre das möglich?“ riefen Beide gleichzeitig.

„Es ist so. Warum es geschah, weiß ich selbst nicht. Ihr wißt ja, welchen Entschluß ich in Paris gefaßt hatte, nun der Grund dazu war die Entdeckung, daß ich absolut nichts mit vollem Recht mein eigen nennen darf, nicht einmal den Namen, den ich trage.“

Die Freunde sahen einander fragend an und schüttelten die Köpfe.

„Daß ich nicht einen Sou mehr besaß, habe ich euch schon mitgetheilt, das Schlimmste wäre dies nicht. Mein ganzes Dasein umgibt aber ein düsteres Geheimniß, und so lange dies nicht entschleierte ist, bin ich weiter nichts, als ein Abenteurer, der Hoffnungen, wie ich sie selbst vergessen hegte, begraben muß.“

„Muth, Freund!“ tröstete Daubrac, „wir Beide wollen Dir beistehen, das fatale Geheimniß zu enträthseln. Rechne auf uns!“ Und er drückte ihm warm die Hand.

„Ich danke euch; aber Du ahnst nicht, welche Aufgabe mir da gestellt ist. Ich zweifle, daß je das Räthsel meines Daseins gelöst werden kann.“

(Fortsetzung folgt.)

Haartrachten altrömischer Frauen.

(Mit Bild auf Seite 225.)

Merlei Haartrachten der antiken Römerinnen, wie bildliche Darstellungen aus jener Zeit, namentlich Statuen und Büsten, sie zeigen, führt uns die Illustration auf S. 225 vor Augen. Bei manchen dieser Figuren umgeben die Flechten den Kopf wie eine vielfach gegliederte Krone. Der über der Stirn lagernde Wulst wurde auch wohl künstlich zur Form eines bogenförmigen Diadems ausgebildet, oder mit einem wirklichen Diadem aus Gold in Verbindung gebracht. Ferner wurden die Haare mit der Brennscheere in mehr oder minder freier oder steifer Weise gewellt; entweder rollten diese Wellen dann vom Scheitel abwärts, oder die schön gebrannten und gesalbten Locken fielen rings um Schläfen und Nacken herab. Endlich wirrte man das Haar auch wohl, wie im Gegensatz zu aller Kunst, in kleinen Löckchen über den Kopf. Stets aber richtete sich die Frisur nach der Eigenart des Kopfes und Gesichtes der Trägerin, nicht — wie leider heutzutage meist — nach einer gerade aufgekommene Mode.

Couristen im Ankleidezimmer des Salinengebäudes zu Berchtesgaden.

(Mit Bild auf Seite 228.)

Wohl alle Fremden, welche nach dem reizenden Berchtesgaden, im Mittelpunkt des Berchtesgadener Berglandes, kommen, besuchen auch das berühmte dortige Salzbergwerk. Man löst zuerst seinen Fahrchein im Zehnhause und muß dann im Ankleidezimmer des Salinenhauses bergmännische Kleidung anlegen, wobei es, wie unser Bild auf S. 228 zeigt, an heiteren Szenen nicht fehlt. Die Herren ziehen die weiten Bergmannskleider einfach über ihren gewöhnlichen Anzug, aber die Damen müssen in einem Nebengemach ebenfalls einen schwarzen Bergmannsrock, Bergmannsmütze und weiße Beinkleider anziehen, und die Rückkehr der also Umgestalteten in das allgemeine Ankleidezimmer ruft stets Verschämtheit einerseits und Scherz und Lachen andererseits hervor. Hierauf erhält jede Person eine kleine brennende Laterne, dann beginnt unter einem erfahrenen Führer die Befahrung des interessanten Bergwerks.

Die württembergische Brigade Starkloff bei Elsaßhausen am 6. August 1870.

(Mit Bild auf Seite 229.)

Seit Morgens um 8 Uhr wüthete an dem denkwürdigen 6. August 1870 bei Wörth die blutige Schlacht. Der Kommandeur der württembergischen Felddivision, Generalleutnant v. Obernisk, hatte den Auftrag bekommen, von Gunstett auf Reichshofen zu marschiren, um den Franzosen den Rückzug zu verlegen. Diesen Befehl erhielt die Brigade Starkloff, während ihre Truppen theils die Brücken bei der Bruchmühle überschritten, theils von Gunstett und Spachbach in's Thal der Sauer hinabkletterten. Inzwischen gewahrte man aber deutlich, wie der Kampf bei dem auf der Höhe gegenüberliegenden Dorfe Elsaßhausen immer heftiger wurde, und da auch preußische Offiziere eine Verstärkung der dortigen Streitkräfte für dringend wünschenswerth erklärten, so übernahm General v. Starkloff die Verantwortung, von der ihm befohlenen Marschrichtung abzuweichen. Er ließ seine Bataillone aus Elsaßhausen losrücken, und unser Bild auf S. 229 veranschaulicht eine Episode aus dem erfolgreichen und tapferen Eingreifen der Württemberger — bald nach 3 Uhr — in die dortige Gefechtslage. — Wir entnehmen diese Illustration der aus Anlaß der 25. Wiederkehr der großen Tage von 1870/71 von der „Union Deutsche Verlags-Gesellschaft in Stuttgart“ herausgegebenen Jubiläum's-Ausgabe der früheren Schönleinschen „Illustrirten Geschichte des Krieges von 1870/71“. Das mit Bildern, Karten und Plänen ungemünzt reich ausgestattete Werk erscheint in 30 Lieferungen à 25 Pfennig und kann als eine anziehende, belehrende und erhebende Lektüre für Jung und Alt bestens empfohlen werden.

Gerettet.

Erzählung von A. Werthold.

(Nachdruck verboten.)

Der Amtsrichter Fritz Grabert gehörte nach der Meinung der Leute zu den glücklichen Menschen. Er befand sich in guten Verhältnissen, war ziemlich früh zu seiner Stellung gekommen und hatte Aussicht auf schnelle Beförderung. Er besaß eine junge Frau, deren Schönheit und Liebenswürdigkeit allgemein bekannt war, und war Vater eines reizenden Töchterchens. Nichts schien seinem Glück zu fehlen.

Allerdings in der letzten Zeit hatte sein Wesen eine merkwürdige Veränderung gezeigt, und man raunte sich in Beamtenkreisen in die Ohren, daß bei dem Amtsrichter etwas nicht in Ordnung sein müsse.

Das Gerücht hatte Recht. Grabert litt schon seit Jahren an jenem halbseitigen nervösen Kopfschmerz, der während seiner Dauer zum Arbeiten wie Genießen gleich unfähig macht, und körperlich wie moralisch den Menschen in stärkster Weise beeinflusst. Es ist ein ununterbrochener dumpfer Schmerz in einer Hälfte des Kopfes, welcher das Denken lähmt und, bei längerer Dauer, förmliche Verwirrung und manchmal Wahnsinn erzeugt. Fast ohnmächtig steht die Wissenschaft dieser Krankheitsercheinung gegenüber, denn wenn es auch eine Anzahl von Mitteln gibt, die augenblickliche Linderung erzeugen, so helfen sie doch nicht bei Jedem, und Fritz Grabert schien zu den Leuten zu gehören, bei denen nichts hilft. Kein Mittel wollte anschlagen.

Während der letzten Gerichtsferien hatte der Hausarzt ihm den Aufenthalt an der See ver-

ordnet, und Grabert war, um nirgends Bekannte zu treffen, nach einem englischen Seebade gegangen. Dort hatte er aber doch Bekanntschaften gemacht, vor Allem die eines irischen Grundbesitzers, mit dem er viel verkehrte.

Eines Tages brach der furchtbare halbseitige Kopfschmerz wieder in heftigster Weise aus, und sein irischer Freund rieth dem Gequälten, Schwefeläther anzuwenden. Grabert besorgte sich aus der Apotheke das gefährliche Mittel, träufelte nach Anweisung seines Bekannten eine kleine Menge desselben auf ein Taschentuch und athmete dann die Gase des Schwefeläthers ein. Die Wirkung war eine zauberhafte. Nicht nur die Schmerzen verschwanden augenblicklich, sondern der Kranke gerieth auch in einen unbeschreiblich wohligen Betäubungszustand. Es war ihm, als sei er der Welt entrückt, als wären die Begriffe von Raum und Zeit für ihn nicht



Touristen im Ankleidezimmer des Salinengebäudes zu Berchtesgaden. (S. 227)

mehr vorhanden, als habe sich seine Seele vom Körper losgelöst, um frei im Weltall zu schweben.

Als er aus diesem monnevollen Rausche erwachte, war der fürchterliche Kopfschmerz vollständig verschwunden und ließ sich auch in den nächsten Tagen nicht wieder verspüren. Der Irländer war erfreut über den Erfolg, warnte aber Grabert vor einer häufigeren Benützung des Aethers zur Betäubung. Er erzählte ihm, daß in Irland ein Theil der Bevölkerung sich vollständig durch den Gebrauch des Aethers zu Grunde richte. Grabert lächelte über die Besorgniß des Rathgebers. Er fühlte sich stark genug, den Lockungen zu übermäßigem Aethergenusse zu widerstehen.

Nach Ablauf seiner Ferien reiste er nach Hause zurück. Als er den Boden Deutschlands betrat, hatte er wieder einen jener fürchterlichen Anfälle, und ohne sich zu besinnen, griff er mit gleichem Erfolge wieder zum Schwefeläther. Er glaubte, es würde nichts schaden, bei jedem schweren Anfälle von diesem für ihn so segens-

reichen Mittel Gebrauch zu machen, und hatte die feste Ueberzeugung, daß ihn seine Willenskraft davor schützen werde, sich an den Aethergenuß zu gewöhnen.

Wie so viele Menschen, täuschte er sich nicht nur über seine eigene Willenskraft, sondern auch darüber, wie Betäubungsmittel wirken, die man andauernd gebraucht. Sie zwingen den Menschen unter eine Botmäßigkeit, die man mit Recht eine dämonische nennen kann. Der Körper gewöhnt sich an diese Betäubungsmittel so, daß er bald ohne sie nicht mehr fortleben zu können meint. Durch die körperliche Beeinflussung wird aber auch die Willenskraft gebrochen, und immer geringer wird der Widerstand, den der Genießer solcher Betäubungsmittel ihnen leisten kann. So ging es auch Grabert. —

Die Thür öffnete sich und herein trat, von einem Spaziergange zurückkehrend, die junge Frau des Amtsrichters mit dem Töchterchen an der Hand. Sie näherte sich dem Gatten, der müde und abgespannt ausah.

„Du hast viel gearbeitet?“ fragte die junge Frau zärtlich und küßte den Gatten.

„Ja, ja,“ murmelte Grabert. „Ich bedarf der Ruhe. Ich werde einen Spaziergang machen; ich denke, das wird mir wohlthun. Ich bin zum Abendbrod wieder zurück.“

Darauf eilte er hinaus, zog sich an und verließ gleich darauf das Zimmer und die Wohnung.

Vom Fenster aus sah ihm die Frau nach, dann brachte sie das Töchterchen in ein anderes Zimmer, gab ihm hier sein Spielzeug und zog sich in das Schlafzimmer zurück, um hier still für sich zu weinen.

Das war ein entsetzliches Schicksal, das über sie und ihren Gatten gekommen war! Das Herz wollte ihr zerspringen, wenn sie daran dachte, was die Zukunft ihr bringen konnte, wenn sie, ohne helfen zu können, den Kampf sah, den ihr Gatte erfolglos mit einem furchtbaren Dämon kämpfte.

Sie hatte von der schrecklichen Macht, die



676

Die württembergische Brigade Starkloff bei Ellfahnsen am 6. August 1870. (S. 227)

über ihn Gewalt gewonnen hatte, nichts geahnt, bis der Hausarzt ihr eines Tages mitgetheilt hatte, daß ihr Mann dem Aethergenuß verfallen sei. Der Arzt hatte ihr dies anvertraut, damit sie in der Nähe des Unglücklichen nichts von dem furchtbaren Gift dulde, und da er sie stark und muthig fand, hatte er ihr auch nicht verhehlt, daß eine entsetzliche Gefahr für Leib und Leben des Gatten drohe.

Grabert lief planlos durch die Anlagen. Es fehlte ihm vollständig die Stimmung, um einen Genuß von dem Spaziergange und der freien Natur zu haben. Selbst die Gesichter der Menschen, die ihm begegneten, mißfielen ihm; die Mienen der Leute erschienen ihm höhnisch und feindlich. Er war eben mit sich selbst und mit aller Welt zerfallen. Hin und wieder hätte er ausschreien mögen vor innerer Qual; dabei drückte ihn eine furchtbare Angst vor irgend einem unbekanntem Etwas, die er sich nicht erklären konnte. Er wünschte zu schlafen, todt zu sein, nicht mehr denken zu müssen, und dann kam der Versucher und flüsterte ihm in's Ohr: „Du kennst ja ein Mittel, um Dich zu betäuben.“

Er blickte sich ängstlich um, als ob wirklich Jemand hinter ihm stehe und ihm die Worte zuraune. Dann schritt er wieder hastig weiter und suchte an etwas Anderes zu denken. Aber es gelang ihm nicht, immer wieder eilten seine Gedanken zu der Vorstellung zurück, wie glücklich für ihn, den Kranken, jener Zustand der Ruhe und des Träumens sei, wenn er wieder Aether genossen.

Nun befahl ihn plötzlich wieder die Angst, daß er in der Nacht seinen Kopfschmerz bekommen könne, und daß er kein Mittel zur Hand habe, um sich zu helfen. Seit acht Tagen hatte er sich des Aethergenusses enthalten und aus Mißtrauen gegen sich selbst keinen Aether im Hause gehabt. Er hatte so viel Ueberlegung, um sich zu sagen, daß er sich mit dieser Angst selbst täusche; er fühlte fast, wie er zwei Seelen in sich herumtrug, wie zwei verschiedene Geister in ihm zu kämpfen schienen. Er durchschaute die List des einen vollständig, der ihn wieder zurückführen wollte zu dem furchtbaren Betäubungsmittel, er fühlte, wie sein besseres Selbst gewissermaßen der Schiedsrichter sei zwischen den beiden feindlichen Gewalten, die gegen einander kämpften, und er zitterte vor dem eigenen Schiedsrichterpruche, den er fällen sollte.

Er kehrte zur Stadt zurück und kam an dem Wirtshause vorüber, wo er früher gegen Abend seine Bekannten zu treffen pflegte. Er war denselben in der letzten Zeit ausgewichen und beschloß, sie heute aufzusuchen. Man begrüßte ihn freundlich, aber es schien ihm, als betrachte man ihn mit anderen Augen als sonst. Er war mißtrauisch geworden, er fühlte sich gedrückt, unsicher und unbehaglich. Er blieb gegen seine frühere Gewohnheit einsilbig, trank hastig einige Gläser Bier und brach endlich auf. Unvermittelt, plötzlich erhob er sich, so daß sein Fortgehen Aufsehen erregte.

Als er draußen in der freien Luft war, athmete er wieder auf. Es kam ihm vor, als wäre er unter recht erbärmlichen Menschen gewesen, als habe er da drinnen keine Freunde zurückgelassen, sondern als wären alle diese Menschen seine Feinde und Gegner.

Als er einige Schritte gegangen war, lenkte er auf die andere Seite der Straße hinüber; er blieb dann einen Augenblick stehen und kehrte wieder um. Die beiden feindlichen Gewalten in seinem Innern begannen ihren Kampf auf's Neue. Er war auf die andere Seite der Straße gegangen, weil da drüben eine Apotheke lag. Es zog ihn dahin mit magischer Gewalt. Dort konnte er Aether kaufen, und eine Stimme, vor der er selbst Furcht hatte, flüsterte ihm zu:

„Sei nicht leichtsinnig — versieh Dich mit Aether. Du willst ihn gewiß nicht sogleich verwenden, Du denkst nicht daran, Dich zu betäuben. Aber Du kannst während der Nacht von Deinem Kopfschmerz befallen werden, Du hast vielleicht Niemand zur Hand, den Du nach der Apotheke schicken könntest, die Sache ist auch Nachts zu unständlich. Warum willst Du stundenlang leiden, während es doch nur ein Gebot der Vorsicht ist, das Mittel mit Dir zu nehmen!“

Grabert befand sich vor der Apotheke. Er schritt vorüber und athmete erleichtert auf. Nach zehn Schritten blieb er stehen und wendete sich um. Es war ihm, als habe ihn eine Hand am Halse ergriffen und ihn gewürgt, als sei ihm das Denken abgeschnitten worden. Er kam erst wieder zu sich, als er in der Apotheke stand und mit zitternden Fingern das Geld für ein Fläschchen mit Aether auf die Marmorplatte niederlegte. Er konnte kaum sprechen, sein Augenlicht war umflort, auf seiner Stirn stand kalter Schweiß.

Dann steckte er das Fläschchen zu sich wie einen kostbaren Schatz und eilte hinaus, seiner Wohnung zu.

Es dunkelte bereits, als Grabert die Treppe zu seiner Wohnung hinaufstieg. Vor der Thür machte er noch einmal Halt. Er kam sich vor wie ein Schulknabe, der eine Dummheit gemacht hat und sich fürchtet, vor seinen Erziehern zu treten.

Er fürchtete die Begegnung mit seiner Frau; er wußte, er würde ihre fragenden Blicke nicht ertragen können. Er sammelte sich erst eine Zeitlang, bis er die Thür aufschloß und eintrat. Er vermuthete seine Frau in seinem Zimmer, wo sie ihn immer des Abends erwartete. Doch sie war nicht da.

Das beunruhigte ihn, und doch war es ihm wieder angenehm. Er zündete Licht an und machte es sich bequem. Eben war er in seinen Hausrock geschlüpft, da trat seine Frau ein.

„Fris!“ sagte sie in sichtbarer Erregung. „Es ist gut, daß Du wieder da bist. Unser Lenchen ist krank — es fiebert. Ich habe das Mädchen schon zum Arzt geschickt. Lenchen war, als Du fortgingest, ganz munter, dann kam sie zu mir, legte ihr Köpfchen in meinen Schooß und klagte über Müdigkeit; sie behauptete auch, sie habe Schmerzen im Halse. Komm doch einmal herüber und sieh, wie verändert sie aussieht.“

Grabert eilte erschreckt in's Schlafzimmer. Da lag auf den weißest Kissen das fiebergeröthete Gesicht seines Kindes, umringelt von den braunen Haaren, über die er so oft kosend und schmeichelnd mit seiner Hand gefahren war. Während das sechsjährige Kind sonst jubelnd dem Vater die Arme entgegenstreckte, blieb es jetzt theilnahmslos und flüsterte nur leise das Wort: „Papa!“

Grabert beugte sich über sein Töchterchen und fragte, wie es sich befinde. Lenchen gab keine Antwort, sie schüttelte nur den Kopf und deutete nach dem Halse.

Grabert konnte sich heimlicher Besorgniß nicht erwehren. Er zeigte aber nichts davon, sondern begab sich in sein Zimmer zurück, um sich umzukleiden. Das Fläschchen fiel ihm dabei in die Hand.

Merkwürdig, welche Veränderung in der kurzen Zeit mit ihm vorgegangen war! Seine Gedanken hatten eine andere Richtung angenommen; er dachte nicht mehr an seine Leidenschaft, er dachte nur an das Kind, und verschloß die Flasche in seinem Schreibtisch.

Eben erschien auch der Arzt. Er untersuchte das Kind, schüttelte den Kopf und zog Grabert bei Seite.

„Vereiten Sie Ihre Frau darauf vor, daß Ihr Kind in großer Gefahr schwebt,“ sagte er. „Lenchen hat die Diphtheritis. Suchen Sie

Ihre Frau möglichst von dem Bett des Kindes fernzuhalten, denn die Gefahr einer Ansteckung ist groß, und gerade bei Erwachsenen verläuft die Krankheit meist tödtlich. Ich muß Ihnen das sagen, Herr Amtsrichter, damit Sie als Oberhaupt der Familie mit Besonnenheit alle nöthigen Maßregeln treffen können. Ihre Frau darf das Kind nicht pflegen; abgesehen von der großen Ansteckungsgefahr, würde sie auch schwerlich die Kraft haben, die durchaus nöthigen Handreichungen vorzunehmen. Ich fahre sofort nach unserem Hospital und hole Ihnen von dort eine erfahrene Krankenwärterin, die mit der Diphtheritis umzugehen versteht. Vereiten Sie Ihre Frau vor, die Krankenwärterin ist in einer halben Stunde hier und bringt gleich die nöthigen Arzneien mit.“

Der Arzt schüttelte Grabert die Hand und verließ eilig das Zimmer.

Grabert stand noch einen Augenblick aufrecht am Fenster und sah zu, wie der Arzt vor der Thür eine Droschke bestieg und davon fuhr; dann setzte er sich an seinen Schreibtisch und starrte vor sich hin.

Er war das Oberhaupt der Familie, ihn hielt der Arzt für muthig und für moralisch gefestigt, ihn, den erbärmlichen Feigling, der erst noch vor einer halben Stunde gezeigt hatte, wie wenig moralische Kraft er besaß! Vor einer halben Stunde noch hatte er Alles vergessen, was er seiner Familie, sich selbst, seiner Stellung schuldig war. Und auch jetzt fand er nicht die nöthige Kraft, dem Unerwarteten mit Ruhe und Besonnenheit zu begegnen. Sein Kind in Lebensgefahr! Und er sollte zu seiner Frau gehen, die ihn gewiß ängstlich erwartete; er sollte sie auf das Schreckliche vorbereiten! Er fühlte, wie seine Kniee zitterten, wie seine Beine ihm den Dienst versagen wollten. Und dann kam plötzlich der Gedanke: das Kind stirbt, wenn Du nicht die Ausführung aller Anordnungen, die der Arzt gegeben hat, überwachst. Du hast die Hauptverantwortung — Du bist das Oberhaupt der Familie. Wenn nicht die elende Leidenschaft des Aethergenusses Dir alle Selbstachtung geraubt hat, so fasse Dich!

Er erhob sich, schamroth im Gesicht vor sich selbst, öffnete die Thür des Nebenzimmers, durchschritt dasselbe und stand vor seiner Frau.

Langsam und in schonenden Worten theilte er ihr mit, was der Arzt ihm gesagt hatte. Wie anders aber verhielt sich die Frau bei der furchtbaren Nachricht, die ihn zu Boden geschmettert hatte!

Er sah zwei Thränen aus ihren Augen fallen, dann sagte sie fest: „Ich danke Dir, daß Du mir nichts verschwiegst. Aber mich soll keine Krankenwärterin vom Bett meines Kindes verdrängen; hier ist mein Platz bis zum letzten Athemzuge. Ich habe Pflichten als Mutter, und werde sie erfüllen.“

Diese Worte seines Weibes in diesem Augenblick wirkten auf Grabert zermalmend. Sie erfüllte ihre Pflichten bis zum letzten Athemzuge, und er — er hatte so lange Alles vergessen, was Pflicht hieß!

Wie erbärmlich kam er sich vor, wie schwach, wie unwürdig dieser Frau gegenüber, die sich gewiß mit Verachtung von ihm gewendet hätte, hätte sie gewußt, was heute Abend auf dem Spaziergange in ihm vorgegangen, und wie er der Versuchung abermals erlegen war!

Mitternacht! Tiefe Ruhe und Finsterniß da draußen hinter den Fensterscheiben, an die Grabert seine heiße Stirn preßt; gedämpftes Licht innerhalb des Zimmers, und durch die halbgeöffnete Thür des Schlafzimmers dringt das fürchterliche Köcheln des Kindes.

Eine Hand legt sich auf seine Schulter, und eine tonlose Stimme sagt: „Komm, wir müssen helfen.“

Ein Schauer überfliegt ihn, und doch folgt er seiner Frau, die gefaßt ihm voranschreitet. Sie gehen zum Bett des Kindes, welches in einer Art von Schlummer daliegt, der ihm wohlzutun scheint; und doch hilft es nichts, das Kind muß aus dem Schlummer gerissen werden. Mit einem Schrei erwacht es, seine entsezten Augen irren hilfessuchend von Vater zu Mutter, und diese müssen die Blicke wegwenden und mit Gewalt das ängstliche Sträuben des Kindes überwinden, das sich mit allen Kräften gegen eine neue Höllesteinpinselung wehrt.

Die peinliche Prozedur ist endlich vorüber. Ein heftiges Erbrechen des Kindes erfolgt, und es ist, als wollte es im nächsten Augenblick ersticken. Dann sinkt es zurück, ein klägliches Wimmern entsezt dem wunden Halse, und einen unsäglichem Blick des Schmerzes und der Anklage wirft es auf seine Eltern.

Grabert kann diesen Blick nicht ertragen. Er wendet sich ab, während die unglückliche Mutter sich über das Bett des Kindes beugt und ihm Worte der Liebe und Zärtlichkeit zuflüstert, indem sie dem eigenen schwerbedrängten, zerrissenen Herzen Luft macht. Sie versucht, sich vor dem Kinde zu rechtfertigen wegen der Gewalt, die ihm angethan wird. Das Kind versteht nichts mehr; es ist in Bewußtlosigkeit verfallen, und nur das Nöcheln zeigt, daß noch Leben in ihm ist, und hin und wieder ein krampfhaftes Zucken des Körpers.

Auch die Wärterin, hart geworden durch die Gewohnheit, am Krankenbett zu weilen, scheint ergriffen von dem Schmerz der Eltern.

„Wir thun es nicht wieder,“ sagte sie, „es war das letzte Mal. Wozu sollen wir das Kind quälen, es geht doch zu Ende. Die Kleine erlebt den Morgen nicht mehr.“

Einen Blick wirft die Mutter zum Himmel empor; sie preßte krampfhaft die Hände gegen die Schläfen; dann geht sie hin zu dem Gatten und legt das Haupt an dessen Brust. Dort sucht sie Schutz, dort sucht sie Trost, bei ihm — dem Trostlosen.

„Das Kind stirbt!“

Grabert fühlt es, wie in ihm eine fürchterliche Umwälzung vorgeht. Das Kind stirbt! Und er kann nichts thun, es zu retten. Aber Eines kann er noch thun, Eines muß er noch: Trost und Stütze sein der unglücklichen Frau in dieser schweren Stunde. Hilfessuchend hat sie sich an seine Brust gelegt, hier soll sie einen Halt finden.

Er schließt die Arme um den Hals der Gattin und zieht sie an sich; seine Thränen fallen brennend heiß auf ihre Stirn. Hand in Hand, stumm sitzen sie neben dem Bett des Kindes, ihnen gegenüber, auf der anderen Seite, die Wärterin.

Obgleich das Kind nichts mehr um sich herum zu erkennen scheint, sieht man doch die furchtbare Angst, welche die Erstidungsgefahr in seinen Augen erzeugt. Mit der letzten Kraft des kleinen Körpers zieht es sich an den Seitenwänden des Bettes empor, will sich hinausstürzen, will fort — Entsezt starrt aus seinen Augen.

Außer sich sind die Eltern aufgesprungen. Die Mutter kann sich nicht länger mehr beherrschen; ein Schrei entringt sich ihren Lippen, sie umfaßt das Kind und bricht in lautes Jamern aus.

Die Arme der Mutter lösen sich von selbst, als ein heftiges Erbrechen bei dem kranken Kinde eintritt. Entseztlich ist die Qual des armen Wesens; es ist, als müßten die Adern an seinen Schläfen bersten, als müßte das Blut ihm aus den Augen springen, so roth ist das Gesicht, so gespannt der Körper, so erschüttert die kleine Brust, und dieses fürchterliche Wirgen und Husten nimmt zu.

Schrecklicher als Alles ist dieses letzte Auf-

lehnen des Körpers gegen den Todesengel, der ihm naht. — —

Der Anfall ist endlich vorüber; das Kind scheint Erleichterung zu spüren. Prüfend untersucht es die Wärterin. Sie zuckt die Achseln und sagt: „Vielleicht hat dieser Anfall geholfen. Aber noch nicht einmal hoffen dürfen wir; einen zweiten überlebt die Kleine nicht. Aber er hat Luft geschafft; sie athmet ruhiger und beginnt zu schlafen.“

Die Wärterin legt einen nassen Umschlag auf die fieberhaft heiße Stirn des Kindes und wendet sich dann zu den Eltern: „Es gibt jetzt nichts mehr zu thun, als ruhig abzuwarten. Suchen Sie sich von dem Anblick des Kindes loszureißen und ruhen Sie ein wenig. Helfen können Sie doch nicht. Tritt eine Wendung zum Schlimmsten ein, so werde ich Sie rufen.“

Die Worte der Frau sind so verständig, daß die körperlich und geistig erschöpften Menschen ihr willig Folge leisten. Sie treten in das Zimmer Grabert's und setzen sich stumm auf das Sopha nieder.

Grabert zieht seine Frau an sich und küßt sie unter Thränen; er legt sich erschöpft in das Sopha zurück und fühlt sich beglückt, daß seine Frau ihren Kopf an seiner Brust lagert. Er hört, wie ihre Athemzüge ruhiger und regelmässiger werden, er fühlt, daß sie eingeschlafen ist, und wagt kaum zu athmen, um die Arme nicht zu stören.

Bleiern naht auch ihm der Schlaf; er vermag es nicht, länger gegen ihn anzukämpfen; seine tiefen Athemzüge mischen sich in die der schlafenden Frau.

Die Lampe im Krankenzimmer ist erloschen. Durch die halbgeöffneten Fenster dringt das rosige Licht des Morgens. In friedlichem Schlummer liegt das kranke Kind, regelmäßige Athemzüge heben seine kleine Brust, das fürchterliche Nöcheln ist verstummt.

Hand in Hand stehen zwei bleiche Menschen stumm neben dem Bett des Kindes. Sie lauschen den Worten der Krankenpflegerin, die ihnen Musik dünken.

„Wenn nicht Alles trägt,“ sagt die Wärterin, „so ist das Kind gerettet. Der Anfall hat sich nicht wiederholt, und das Kind hat bis jetzt geschlafen. Ich glaube nach allen meinen Erfahrungen, daß das Schlimmste vorüber ist. Man weiß bei der schrecklichen Krankheit allerdings nie, was noch eintreten kann, aber ich glaube, wir dürfen hoffen. Ich habe Sie absichtlich nicht geweckt, weil ich wußte, wie sehr Sie der Ruhe bedürften. Sie, gnädige Frau, thäten jetzt am besten, sich zu Bett zu legen, denn ich will es Ihnen nicht verhehlen: Sie gefallen mir nicht; es kommt mir vor, als wären Sie selbst krankheitsverdächtig. Legen Sie sich zu Bett; es ist besser bei dieser furchtbaren Krankheit, es etwas früher, als später zu thun.“

Grabert erbebt bei dieser Ankündigung eines neuen Unglücks, aber der Kampf dieser Nacht hat ihn schon moralisch gestärkt. Er faßt sich schnell, drückt einen Kuß auf die Lippen seiner Frau und sagt ruhig und liebevoll: „Geh' zu Bett! Bedenke, was sollte aus mir werden, wenn auch Du erkranktest! Thu' es mir zu Liebe.“

Aber als sie dann, seinem Willen Folge leistend, gegangen ist, eilt er in sein Zimmer. Es ist ihm, als müsse er zusammenbrechen unter der Wucht des Unglücks. Mannhaft ringt er mit seiner Angst, mit seinem Schmerze. Und merkwürdig, nicht ein einziges Mal kommt ihm der Gedanke, sich durch Aether zu betäuben und aus der schrecklichen Wirklichkeit in das Reich beseligender Träume zu fliehen.

Zwei Wochen sind vorüber. Grabert hat auch das Schwerste noch überstanden — die

Krankheit seiner Frau, die, gleich dem Kinde, nur eben noch dem Tode entgangen ist. Was er während dieser Zeit körperlich und moralisch gelitten hat, er vermag es nicht zu sagen. Aber obgleich er oft am Unterliegen war, er hat sich durchgerungen.

Zum ersten Male kann die Kranke das Bett verlassen. Sorglich geleitet sie Grabert zum Lehnstuhl am Fenster, das nach dem Garten hinausführt.

„Ein Geschenk will ich Dir machen zu Deiner Genesung,“ sagte er lächelnd, „das zwar nur wenig kostet, aber doch für mich, für Dich, für uns Alle viel bedeutet.“

Er tritt zum Schreibtisch, dem er ein Fläschchen mit heller Flüssigkeit entnimmt.

„Hier hast Du es. Wirf es fort — ich bedarf seiner nicht mehr.“

Unten auf dem Gartenwege ein leises Klirren, oben aber im Zimmer ein jubelnder Aufschrei: „Gerettet — gerettet!“

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Das einzige Exemplar. — Der eifrigste Bibliomane oder Büchersammler Englands, wo es deren so viele von jeher gab und noch gibt, war Graf John George Spencer, der 1758 geboren wurde und im Jahre 1834 starb. In seinem schönen Schlosse zu Althorp in Hamptonshire brachte er die größte und kostbarste, namentlich an ältesten und seltensten Drucken reichste Privatbibliothek Europa's zusammen. Um einen gediegenen Katalog dieser auserlesenen Bücherammlung anfertigen zu lassen, stellte er im Jahre 1810 den schon durch treffliche bibliographische Werke rühmlichst bekannten Gelehrten Dibdin als Bibliothekar zu Althorp an.

Als Dibdin zuerst zu ihm kam, führte er ihn selbst in den Büchersälen umher und zeigte ihm seine seltensten Schätze.

Mit wichtiger Miene nahm er aus einem Schrank einen uralten Pergamentband. „Dies Buch ist ein Unikum,“ sagte er, „ein Martial, gedruckt 1473 von Sweynheim & Pannartz. Es existirt davon kein zweites Exemplar.“

„Gute Herrlichkeit irren sich in solcher Hinsicht,“ versetzte Dibdin. „Auf meiner großen bibliographischen Reise durch Europa habe ich ein zweites Exemplar dieser Martialausgabe gesehen.“

„Wo denn?“ fragte Spencer höchlich überrascht.

„In Rom.“

„In der Bibliothek des Vatikans oder in einer anderen Bücherammlung?“

„Ich sah das Buch bei dem Antiquar Angelo Chiavacci, der in der schmalen Gasse nahe bei dem Palaste der spanischen Gesandtschaft wohnt.“

„Sie sind ganz sicher, daß Sie sich nicht irren?“

„Dessen bin ich sicher.“

„Ist das Exemplar, welches Sie dort gesehen haben, besser beschaffen, als das meinige?“

„Das kann ich nicht so ohne Weiteres mit Bestimmtheit entscheiden. Es war ebenfalls recht gut erhalten. Beide Exemplare mögen wohl ziemlich gleichwerthig sein.“

„Sie kannten doch die Seltenheit des Buches?“

„Gewiß!“

„Warum kauften Sie es nicht?“

„Weil meine bescheidene Reisekasse mir leider nicht eine so bedeutende Ausgabe erlaubte.“

„Was verlangte Chiavacci!“

„Nach unserem Gelde 500 Pfd. Sterl. (10,000 Mark). Er kannte die Seltenheit der Edition von 1473 gut genug.“

„Das war nicht zu viel,“ sagte Spencer. „Ich selbst habe mein Exemplar theurer bezahlt. Also diese Ausgabe ist doch kein Unikum — hm, hm! — Wissen Sie was; ich reise morgen nach Rom.“

„Wie — gute Herrlichkeit wollten selbst —“

„Es läßt mir keine Ruhe; ich muß das zweite Exemplar des Sweynheim & Pannartz'schen Martial von 1473 durchaus haben. Der Himmel gebe nur, daß mir kein Anderer bereits zuvorgekommen ist!“

In der That reiste der Graf unermüdet nach Italien. In Rom angekommen, bekümmerte er sich dort um gar nichts Anderes, als um den alten Martial.

Er ging geradewegs zu dem Antiquar Chiavacci und fand das Exemplar noch vorrätzig. Er kaufte es für den geforderten hohen Preis und reiste dann sofort mit seiner kostbaren Errungenschaft nach England zurück.

Als er in seinem Schlosse zu Althorp wieder angelangt war, begab er sich in die Bibliothek und zeigte dem dort anwesenden Dibbin triumphirend das zweite Exemplar der alten Martialausgabe.

Es war im Herbst und recht kalt. Ein helles Feuer flammte im großen Kamin.

„Ich habe das Buch richtig erwirbt,“ sagte er. „Nun helfen Sie mir doch sorgsamst bei der Untersuchung, welches von diesen beiden Exemplaren als das bessere anzusehen ist!“

Nach stundenlanger genauester Vergleichung gelangten die beiden Bücherkenner zu der Ueberzeugung, daß das erste Exemplar des alten Martial einige Vorzüge vor dem anderen habe.

„Ganz schön!“ rief Spencer vergnügt. „Ich

freue mich, daß wir Beide derselben Ansicht sind!“

Und mit größter Kaltblütigkeit warf er das in Rom so theuer erkaufte zweite Exemplar in die prasselnde Flamme des Kamins.

„O, Herr Graf, was thun Sie da?“ murmelte Dibbin bestürzt. „Ein so kostbares Buch werfen Sie in's Feuer?“

„Ich hatte bisher den Ruhm, in meiner Bibliothek das einzige Exemplar des Martial von 1473 zu besitzen, und will diesen Ruhm nicht einbüßen, deshalb verbrenne ich das zweite Exemplar,“ sagte Spencer lächelnd, mit der eisernen Schürftange im Feuer umherstößend. „So — so — nun ist's vorbei! Nun ist mein einziges Exemplar erst recht geradezu unschätzbar!“

Dibbin blieb viele Jahre als Bibliothekar zu Althorp. Sein großer, mit außerordentlicher Sachkenntniß gefertigter Katalog ist ein wahres bibliographisches Meisterwerk. In seinen jüngeren Jahren

war er auch einmal als Poet aufgetreten und hatte 1797 einen Band recht mittelmäßiger Gedichte veröffentlicht. Nachdem er gesehen, wie Graf Spencer das zweite Exemplar des alten Martial verbrannte, um das dann ihm verbleibende einzige Exemplar noch kostbarer zu machen, gerieth Dibbin auf den Gedanken, mit seinem unglückseligen Band „Gedichte“ ähnlich zu verfahren. Er kaufte von dem Verleger, der nur wenige Exemplare abgesetzt hatte, die gesammten Vorräthe und ließ sie sorgfältig vernichten. Ebenso machte er es später noch mit allen Exemplaren, deren er antiquarisch habhaft werden konnte. Und auf solche Weise setzte er es richtig durch, daß von seinen „Gedichten“ nur sehr wenige Exemplare noch existiren, die eben wegen ihrer Seltenheit und um ihres, durch seine bibliographischen Meisterwerke so hochberühmten Verfassers willen zu einer literarischen Kuriosität geworden sind, für welche auf Bücherauktionen in London, wenn ab und zu ein Exemplar davon auftaucht, gewöhnlich ein hoher Preis gezahlt wird. [F. L.]

Humoristisches.

Unterschied.

Nun, lieber Konstantin, wie gefällt Dir mein neuer Hut jetzt, da ich ihn habe abändern lassen? Siehst er noch aus wie ein Thurn?

— Nein, Kind, der Hut wäre jetzt niedrig genug, aber die Rechnung ist jetzt noch höher geworden!



Bedeutungsvolle Frage.
Mama, ich glaube, Affessor v. Horst hat ernstliche Absichten.
— Wirklich? Hat er Dir am Ende schon eine Liebeserklärung gemacht?
— Beinahe; er frag mich gestern Abend, als wir im Mondschein zusammen gingen, ob ich tochen könne.



Merkwürdiger Durchfall. — Der Dramatiker Lamoureux ließ einst in einem Pariser Theater ein neues Trauerspiel aufführen, das sein Konkurrent und Widersacher, der Schriftsteller Dumont, durchfallen zu sehen wünschte. Er erreichte auch sein Ziel und zwar auf höchst merkwürdige Weise. Am Abend der Aufführung nämlich hatte er im Parquet mit einer Anzahl Individuen Platz genommen, die auf ein gegebenes Zeichen laut und demonstrativ zu gähnen angingen. Nun wohnt aber dem Gähnen befanntlich eine fatale Ansteckungskraft inne. Es wahrte nicht zehn Minuten, und das ganze Parquet gähnte; von dort pflanzte sich das Gähnen zu den Logen, dem ersten und zweiten Rang fort und stieg zum Amphitheater empor. Schließlich gerieth auch die Bühne in den Bannkreis des Gähnens, der Souffleur gähnte aus Leibeskräften, und die Künstler konnten vor Gähnen kein Wort mehr hervorbringen. Kurz, das Stück fiel glänzend durch.

—dn—
Ich bin die Gesellschaft. — Der große deutsche Komponist Händel war riesigen Leibes und dabei ein starker Esser. Einst trat er in London in ein Gasthaus und bestellte, da er großen Appetit verspürte, ein Mittagessen für drei Personen. Man ließ ihn lange warten. Zuletzt fragte er den Kellner ungeduldig: „Warum kommt das Essen nicht?“ und erhielt die Antwort: „Wir tragen auf, sobald die Gesellschaft da ist!“ — „So bringt das Essen sofort,“ entgegnete Händel, „denn ich bin die Gesellschaft.“ [C. K.]

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:

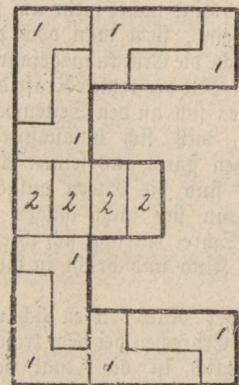
Je voller die Kehre, desto mehr neigt sie sich.

Räthsel.

Mit der fährt weit es über's Meer,
Mit die verleiht es Fett und Schmer.

Auflösung folgt in Nr. 30. [Paul Möbius.]

Auflösungen von Nr. 28: des Homonym's: buchen — Buchen; der geometrischen Aufgabe:



Alle Rechte vorbehalten.

Verlag der Thorer Ostdeutschen Zeitung
M. Schirmer in Thorn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.